

# Der Schwarzenbach- effekt

Wenn Abstimmungen  
Menschen traumatisieren  
und politisieren

Herausgegeben von Francesca Falk

Mit Fotografien von Michael Züger und Beiträgen von  
Francesca Falk, Cenk Akdoganbulut, Melinda Nadj Abonji,  
Jelica Popović und Fatima Moumouni

Unter Mitarbeit von Studierenden der Universität Bern

Limmat Verlag  
Zürich

Verlag und Herausgeberin danken den folgenden Institutionen  
für die finanzielle Unterstützung:

Bürgergemeinde Bern, Dr. Adolf Streuli-Stiftung, Ernst Göhner Stiftung,  
Gemeinde Ostermundigen, Paul Grüninger Stiftung,  
SP Schweiz, Stiftung Temperatio, Swisslos – Kultur Kanton Bern



Bürgergemeinde  
Bern

ERNST GÖHNER STIFTUNG

**SWISSLOS**  
Kultur Kanton Bern

Im Internet

- › Informationen zu Autorinnen und Autoren
- › Hinweise auf Veranstaltungen
- › Links zu Rezensionen, Podcasts und Fernsehbeiträgen
- › Schreiben Sie uns Ihre Meinung zu einem Buch
- › Abonnieren Sie unsere Newsletter zu Veranstaltungen  
und Neuerscheinungen
- › Folgen Sie uns   

Das *wandelbare Verlagslogo* auf Seite 1 zeigt Blätter von  
einheimischen Bäumen, Linoldruck von Laura Jurt, Zürich,  
laurajurt.ch

Der Limmat Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem  
Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Umschlagbild: Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter aus Italien  
machen sich am 12. Dezember 1970 Richtung Süden auf,  
um die Weihnachtstage in ihrem Herkunftsland zu verbringen.  
Aufgenommen im Hauptbahnhof Zürich. © Keystone-SDA

Lektorat: Larissa Waibel

Umschlaggestaltung: Karin Hutter

Satz: Trix Krebs

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-03926-030-0

© 2022 by Limmat Verlag, Zürich

www.limmatverlag.ch

## Gemma Capone, geboren 1945

1970: Jahresaufenthalterin (B-Bewilligung)

«Wir sind in die Schweiz gekommen, mit Kartonkoffern. Mit leeren Kartonkoffern. Leer waren sie sowohl materiell als auch intellektuell. Wir hatten nichts. Wir kamen aus dem Süden und besaßen nichts.» Gemma Capone musste viele Härteproben bestehen, seit sie 1965 in die Schweiz gekommen war. Sie hatte ihren damaligen Wohnort Neapel verlassen, nur wenige Jahre, bevor die erste der berüchtigten Überfremdungsinitiativen fremdenfeindliche Gefühle gegen Italiener:innen schüren sollte. Harsche Lebensumstände war sie allerdings bereits aus ihrer Kindheit gewohnt. Als sie elf Jahre alt war, verstarb ihr Vater. Ihre Mutter sah sich danach nicht mehr in der Lage, sich um ihre Kinder zu kümmern, woraufhin Gemma in ein Waisenhaus kam. Als sich Gemma Capones Heimaufenthalt dem Ende zu neigte und sie sich freute, dass sich bald das Tor zur Welt für sie öffnen würde, bekam ihre Mutter ein weiteres Kind. Der kleine Halbbruder war noch keinen Monat alt, als auch sein Vater verstarb. Entgegen ihrer Erwartung, in die weite Welt hinauszuziehen, führte Gemma Capones Weg sie nach Neapel, mit dem Ziel, ihrer Mutter finanziell unter die Arme zu greifen. Gemma arbeitete dort als Kindermädchen und als Hausdame bei einer älteren Frau. Prägende Erinnerungen, die sie aus dieser Zeit mitgenommen hat, sind die Begegnungen. Oft traf Gemma im Tram oder auf der Strasse auf Bekannte aus ihrem Heimatdorf. Diese berichteten ihr vom Studieren und vom Reisen. Bei diesen Gesprächen schämte Gemma sich und log, was ihre Tätigkeit betraf. Als Kindermädchen zu arbeiten, war in ihrer Gegend sehr schlecht angesehen. Da sich ihre Schwester bereits in der Schweiz aufhielt,

fasste auch Gemma Capone den Entschluss, ins nördliche Nachbarland zu migrieren.

Ihr Weg führte sie nach Rapperswil-Jona, den Ort, an dem sie, entgegen ihren damaligen Erwartungen, bis heute lebt. Zu Beginn wohnte sie mit ihrem Bruder oberhalb eines Geschäfts, wo Zimmer an «ausländische» Arbeitskräfte vermietet wurden. In dem grossen, mehrstöckigen Haus lebten spanische, griechische, portugiesische und italienische Arbeitskräfte. «Es gab nur ein WC auf der Treppe», welches sich die gesamte Einwohnerschaft des Hauses teilen musste. Die Schichtarbeit diktierte den Tagesablauf der Bewohner:innen, genauso die Zeiteinteilung, wer wann die Küche benutzen durfte. Nicht nur das Zusammenleben der Bewohner:innen wurde von den Arbeitsschichten bestimmt. Die Arbeit nahm Gemma Capones ganzes Dasein ein: «Wir sind nur als Arbeitskraft hergekommen, Arbeiterinnen, Mutter, Hausfrau, anderes sind wir nicht.» Besuche von Personen des jeweils anderen Geschlechts waren nicht erlaubt, darüber wachten die strengen Augen der Vermieterin. Einige Bewohner des Gebäudes packten Frauenbesuch zuweilen auf ihre Schultern und trugen ihn hoch, damit am Knarren der Holztreppe nicht zu erahnen war, dass sie unerlaubterweise Gesellschaft hatten. Einer der Mieter aus dem Haus, in dem Gemma wohnte, wurde später ihr Ehemann. Ein strenger Rhythmus beherrschte ihr Leben: frühmorgens zur Arbeit, nach Hause, kochen, erneut zur Arbeit, schlafen und wieder zur Arbeit. Nach einer Weile musste ihr zukünftiger Ehemann für seinen Militärdienst zurück nach Italien reisen. Gemma Capone folgte ihm.

Die Schweiz sollte für Gemma Capone und ihren Mann kein abgeschlossenes Kapitel in der Vergangenheit bleiben. Sie entschlossen sich, noch einmal in die Schweiz zurückzukehren, um dort Geld für ihr gemeinsames Eheleben sparen zu können. Gemma Capone, ihr Bruder und ihr Mann zogen gemeinsam in eine Dreizimmerwohnung. Ein beträchtlicher Teil der 600 Franken Lohn, die sie für ihre Fabrikarbeit erhielt, ging an die Miete. Vor allem während ihrer

Schwangerschaft wurde die Produktionsarbeit für Gemma Capone beschwerlich: «Die Maschinen mussten immer laufen. Der Vorarbeiter wollte jeweils nichts davon wissen, wenn eine Maschine kaputtging. Wenn du nicht schnell genug warst, blockierte die Maschine. Dann musste man von vorne anfangen und alles fehlerhaft Produzierte landete im Abfall.»

Nachdem ihr Sohn auf der Welt war, arrangierte sie sich mit der Nachbarin, die ebenfalls Kinder hatte. Gemma Capone arbeitete jeweils während der Spätschicht und ihre Nachbarin während der Frühschicht. Wer nicht in der Fabrik war, betreute die Kinder. Sie mussten sich so organisieren, da für andere Betreuungsangebote kein Geld übrig war.

Gemma und ihr Mann hatten mehrmals beabsichtigt, nach Italien zurückzukehren: «Die Stimmung war unangenehm, als ob etwas in der Luft läge. Da war das Gefühl, du seist am falschen Ort<sup>1</sup>, du seist nicht akzeptiert. Ich werde nie – das habe ich mir geschworen –, ich werde nie in einem Land bleiben, in dem ich nicht akzeptiert werde.» Dabei waren sie damals in der Schweiz mittlerweile bereits heimisch geworden. Auch die Abstimmung und die ihr vorangehenden Diskussionen über die Schwarzenbach-Initiative hatten Einfluss darauf, dass sich Gemma unwohl fühlte. Sie erinnert sich an die Debatten im Fernsehen und «an diesen Mann: Schwarzenbach. Wie kann er das machen? Du bist nicht akzeptiert, das ist nicht dein Land. Die profitieren nur von dir. Wenn du nichts mehr wert bist – weg, oder?»

Zur gleichen Zeit hatte ihr Mann Aussichten auf eine Arbeitsstelle in Italien. All ihre Freunde und Bekannte hatten die Schweiz bereits verlassen, auch Gemma Capones Geschwister. Nun waren auch die Koffer von Gemma und ihrem Mann gepackt und die beiden waren bereit für die Rückreise: «Uns fehlte der Boden unter den Füßen – und das war unangenehm. Weshalb bleiben?» Die besten Jahre ihres Lebens hatten sie in den Aufbau eines Landes gesteckt, in dem nun auf Plakaten und im Fernsehen gegen sie polemisiert

wurde. «Wir hatten alles vorbereitet, alles war im Keller. Im Frühling wollten wir nach Italien zurück. Unsere Kinder sollten in Italien zur Schule gehen. Dann ist im Dezember Daniela auf die Welt gekommen. Schwerbehindert. Ja, was sollten wir jetzt tun?»

Die Entscheidung, wieder nach Italien zurückzukehren, musste revidiert werden, die Koffer wurden wieder ausgepackt. Die Menschen in Italien waren zwar herzlicher, aber das Gesundheitswesen funktionierte in der Schweiz besser, und darauf war ihre neugeborene Tochter angewiesen. Die Familie blieb. Für ihre Kinder wollte Gemma, die später als Schriftstellerin tätig war, alles geben. Rapperswil-Jona wurde so definitiv zur zweiten Heimat. «Mit der Zeit lernt man, dort, wo man lebt, die Erde zu lieben, nicht?»

Obwohl auf nationaler Ebene ein feindliches Klima gegen Ausländer:innen herrschte, hat Gemma Capone Rapperswil-Jona immer als einen schönen, angenehmen Ort wahrgenommen, der von der Migration wesentlich geprägt worden war. Die «Ausländer» seien keine Maschinen, sie hätten auch ein Stück Kultur mitgebracht, sagt Gemma. Das zeige sich zum Beispiel daran, dass die Rapperswiler:innen in den Restaurants entlang der Promenade früher immer drinnen sassen. Die Ausländer:innen waren es, die den Einheimischen vormachten, dass man die Stühle auch auf der Promenade aufstellen könne. Sie waren es schliesslich auch, die als Erste ihre Kinder überallhin mitnahmen, sei es in die Kirche, zu Festen oder ins Restaurant. Damals beklagten sich die Schweizer:innen über den Lärm. Heute ist es in der Schweiz durchaus üblich, auf einer Promenade Tische aufzustellen, genauso wie es auch üblich ist, Kinder ins Restaurant mitzunehmen.

«In Rapperswil ist es so schön am Abend mit den Leuten, die da mit ihren Kindern flanieren. Aber früher war das nicht so. Wir haben die Regeln gebrochen.»

Obwohl sie sich in Rapperswil-Jona wohlfühlte, empfand sie oft eine Verunsicherung bezüglich der nationalen Stimmung und ihrem Aufenthaltsrecht: «Es ist nicht angenehm. Du bist provisorisch.»

Gross war die Angst, zurück nach Italien geschickt zu werden. Gemma Capone schildert die Unsicherheit, insbesondere von jungen Menschen, die gerade eine Familie gegründet hatten und denen buchstäblich der Boden unter den Füßen wackelte. Gemma Capone und ihr Mann beschlossen, den Schweizer Pass zu beantragen. Dafür mussten sie im Gegenzug jedoch den italienischen abgeben. Das verletzte Gemma, denn so musste sie sich zwar für das Wohlergehen ihrer Familie, aber in gewisser Weise auch gegen ihre Heimat entscheiden. Sie sei beim Gedanken an Italien, das damals keine Doppelbürgerschaft zulies, für eine Weile gar «hasserfüllt» gewesen. Es fiel ihr auch schwer, die Konsequenzen der Schweizer Staatsbürgerschaft zu akzeptieren. Seitdem eine Doppelbürgerschaft möglich ist, sind Gemma Capone und ihre Familienmitglieder wieder in Besitz des italienischen Passes. Wenn Gemma auf ihr Leben in der Schweiz zurückblickt, stellt sie fest: Sie lebt sehr gerne hier. «Wir sind hier, und ich sage: Ich bin stolz. Ich habe viel gegeben. Ich gehöre hierhin.»

Gemma musste lange ihre eigenen Bedürfnisse zurückstecken und hat sich um diejenigen der anderen gekümmert. Zuerst hat sie im Schichtbetrieb gearbeitet, später bestimmten die Spitalbesuche mit ihrer Tochter ihren Alltag. Dies änderte sich schlagartig, als ihre Kinder erwachsen wurden und Daniela sich für das Leben in einer Institution entschied. Plötzlich war Gemma mit sich selbst und einer grossen Leere konfrontiert. Sie litt an einer Depression: «Da musste ich lernen: Ich existiere für MICH.» Sie überwand dieses Gefühl der Leere mit Kursen an der Uni, jahrzehntelanger Kulturarbeit beim alternativen Radio LoRa und als Schriftstellerin. Ihre Bücher «Animaterra: Pfad der Versöhnung» und «Parlami di te»<sup>2</sup> sieht Gemma als eine Art «Empowerment» für ihre Generation, die damals keine Stimme hatte.

Sie sei ohne intellektuelles oder materielles Gepäck in die Schweiz gekommen, meinte Gemma. Inzwischen hat sich ihr Lebenskoffer allerdings mit eindrücklichem Inhalt gefüllt. «Ich freue mich, mit

75 Jahren habe ich etwas erreicht.» Gemma Capones Erfahrungen als «italienische Arbeitskraft» in der Schweiz zu Zeiten der Schwarzenbach-Initiative haben sie und ihr Leben zwar geprägt. Für sie ist jedoch klar: «Wir müssen auf diese Erfahrung mit Schwarzenbach schauen. Es ist passiert. Die Schweiz hat das Problem NICHT verarbeitet. Für uns jedoch ist es vorbei. Viele Leute waren verletzt. Viele Leute als Kinder. Das bleibt immer. Aber man muss kämpfen. Das darf nicht wieder passieren.» Als Gemma Capone ihr Porträt liest, ist ihr eine Ergänzung wichtig: Nun gelte es, nach vorne zu schauen. Viel eher als ein Gefühl des Hasses zurückzulassen, sollte uns der Gedanke an dieses dunkle Kapitel der Schweizer Geschichte etwas lehren: andere Kulturen zu akzeptieren und mit ihnen zusammenzuleben. Dann nämlich werde es möglich, das Zusammenleben vieler Kulturen auf kleinem Raum als Mehrwert zu betrachten und einen Nutzen daraus zu ziehen.

*Das Interview geführt und transkribiert hat Noëmi Schöb. Verfasst wurde dieser Beitrag von Silje Staubli und Lucy Sutter.*

1 Im Interview heisst es wörtlich: «an einem schlechten Ort». Gemma Capone war es wichtig, dies hier anders zu formulieren.

2 Capone, Gemma: Parlami di te. Zürich 2016; Capone, Gemma: Animaterra: Pfad der Versöhnung. Wangen 2019.